

Die Kette West

Nr. 29

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Polenz.

(Fortsetzung.)

Nach den Kreisfam von Halbenau besuchte Karl öfters. Kachelernst licherte vergnügt, sobald er des Neffen ansichtig wurde. Mit der Miene des theilnehmenden Verwandten erzählte er ihm auch gelegentlich, was „der Alte“ mache. Seinen Vater hatte Karl noch nicht wieder gesehen, seit er im Frühjahr nach Wörmsbach gezogen war.

Natürlich war Kachelernst äußerst neugierig, zu erfahren, wie es mit des Neffen Gelde stehe. Bald hatte er auch herausbekommen, daß Karl da nicht 'ran dürfe. Die Geschichte ergöhte den alten Gauner auf's Höchste; dergleichen Angelegenheiten waren ganz nach seinem Sinne.

Eines Tages kam er mit geheimnißvoller Miene an Karl heran, tuschelte ihm in's Ohr: Wenn er noch etwas von seinem Gelde sehen wolle, möge er sich dazuhalten; Therese sei drauf und dran, ein paar Ziegen davon zu kaufen.

Karl lief spornreichs nach Haus. Diese Nachricht hatte den Trüben in Aufruhr gebracht. Therese Ziegen kaufen von seinem Gelde! — Jetzt wollte er's heraus haben von ihr!

Aber auf dem Wege von Halbenau nach Wörmsbach hatte er Zeit, sich die Sache zu überlegen. — Wenn er was sagte, würde sie's merken, und er hatte wieder das Nachsehen. Diesmal wollte er's schlauer anfangen. Sie hielt ihn zwar für dumm; zehnmal am Tage bekam er einen „Uchsen“ an den Kopf geworfen, aber nun wollte er sie grade mal überlisten. Er beschloß, zunächst den Mund zu halten und zu warten.

Am nächsten Morgen zog Therese die Sonntagskleider an, band eine frische Schürze darüber und legte ein buntes Kopftuch an. Sie wollte 'mal zum „Duchter“ gehn, wegen der Kinder, erklärte sie. Er möchte die Töpfe auf dem Herde beobachten und gelegentlich rücken, damit's nicht überkoche. Der freundliche Ton, in dem sie das sagte, war verdächtig.

Er paßte genau auf jede ihrer Bewegungen auf. Ob sie das Geld schon bei sich hatte? — Sie ging in die Kammer nebenan. Er lauschte. Fast klang es, als steige sie auf einen Stuhl. Sie rückte etwas, dann konnte er ein schwaches Klappern vernehmen. Das war Geld!

Nach einiger Zeit kam sie wieder in's Zimmer. Nun wolle sie aber gehen, sagte sie, sie habe sich nur noch ihr Sacktüch geholt.

Er ließ sie durch die Thür schreiten; aber dann war er auch sofort hinter ihr drein. Noch ehe sie in's Freie gelangt, hielt er sie am Arme. Auf der anderen Seite des Hausflurs war ein leerer Stall; eben der Ort, den sich Therese für ihre Ziegen ausersuchen hatte. Dahinein riß er sie, schob den hölzernen Niegel vor, sobald er sie drin hatte.

„Siebst De's Geld 'raus!“ knurrte er. „De hast's ei der Tasche staden. Ich weech 's!“

Sie leugnete ihm in's Gesicht.

„Mach see Gesichte nich! Ich ha's gehiert, wie De's eingesteckt hast.“

Sie wollte an ihm vorbei, dem Ausgange zu. Aber er umfaßte sie rechtzeitig, schleppte sie nach dem Hintergrund des Stalles.

„Siebst De's har!“

„Ne, Dir ne!“

Er suchte ihr mit einer Hand die Arme festzuhalten und mit der anderen in ihre Kleider tasche zu gelangen. Sie setzte sich zur Wehr, biß und kratzte. In der Dunkelheit des Stalles funkelten ihre Augen wie die einer Stabe. Karl brüllte auf, ihre Nägel in seinem Halse brannten wie Feuer. Er schüttelte sie ab. Dann warf er sich mit der ganzen Wucht seines schweren Körpers auf sie, daß sie stöhnend zusammen brach.

„Siebst De's raus?“

„Ne, im Leben ne!“

Nun kniete er auf ihr, ihren Leib mit dem Knie niederstemmend. Ihre Hände drückte er mit seiner Niesenfaust zusammen, daß sie gänzlich wehrlos dalag. Mit der freien Hand suchte er in ihren Kleidern. Aber Therese lag auf dem Gelbtäschchen; noch in dieser verzweifelten Lage wußte sie den Schatz mit ihrem Leibe zu decken. Er konnte nicht dazu gelangen, so sehr er sich auch bemühte.

Darüber wurde er toll vor Wuth. Blindlings griff er in die Kleider, zerfetzte Alles, was ihm zwischen die Finger kam. Therese wand und bäumte sich, aber was vermochte sie gegen die entfesselte Raserei dieses Wilden!

„Siebst De's nu?“

Sie konnte nicht mehr sprechen, spuckte ihm statt der Antwort ihren Geißer in's Gesicht.

Da griff er mit einer Taste zu, vor der Alles wich. Ein Nag — das Sonntagskleid in Fegen! Jetzt fühlte er's; hier im Futter saß es. Die Näthe sprangen. Das Lebertäschchen mit dem Stahlbügel kam zum Vorschein. Nun hielt er's in Händen. Er stand auf. —

Aus der Ecke kam eine Jammergestalt hervor: halb nackt, blutend, mit hängendem, zerfetztem Haar — seine Frau!

Er schob das Gelbtäschchen schnell in die Tasche, sprang nach der Thür und lief aus dem Hause.

Eine Stunde darauf saß er im Kreisfam von Halbenau.

* * *

Inzwischen waren die Frauen von der Wandarbeit im Mübenlande nach der Heimath zurück-

gekehrt. Pauline war mit ihrem Jungen zur Mutter gezogen, wartete hier auf Gustav's Rückkehr. Ernestine wohnte wieder auf dem Bauernhofe beim alten Vater.

Ernestine war sehr verändert zurückgekehrt aus der Fremde. Sie hatte sich im Laufe des Sommers ein gewisses hochnütziges Herabbliden auf ihre Umgebung angewöhnt. Den heimischen Verhältnissen brachte sie ganz unverhohlene Verachtung entgegen. Sie sagte es auch Jedermann, der es hören wollte, daß sie es in Halbenau nicht lange aushalten werde.

Sie war im Besitze größerer Geldmittel als irgend ein anderes Mitglied ihrer Familie. Und sie hielt gut Haus damit. Die anderen Mübenmädchen brachten ihr Erspartes schnell unter die Leute; Kleider, Schmuck und allerhand unnützer Tand wurde gekauft. Manch eine ließ sich auch ihre mühsam erworbenen Groschen von einem Burfschen abschwazgen, oder man verjubelte die Ersparnisse gemeinsam. Die Tanzereien und Gelage gingen in diesem Winter besonders flott im Kreisfam von Halbenau; die „Munkelweiber“ hatten Geld in's Dorf gebracht.

Ernestine Büttner war viel zu vernünftig und zu berechnend, um sich an solchem Treiben zu betheiligen. Sie machte sich daran, mit ihrem und Häschferl's Gelde eine Ausstattung zu besorgen. Das Mädchen kaufte Stoffe ein und Leinwand. Mit Pauline saß sie oft bis spät in die Nacht hinein in Frau Staschner's Behausung über die Nadel gebüßt. Schwerlich ahnte ihr Bräutigam Häschke, wie energisch, praktisch und sparsam das Regiment sein würde, unter das er kommen sollte.

Nach dem Vater gegenüber wollte Ernestine ihre Selbstständigkeit zur Geltung bringen. Der alte Bauer hatte sich noch nicht darein gefunden, in ihr etwas Anderes zu sehen, als das jüngste Kind. Sie sollte sich seinem Willen in allen Stücken fügen, wie er es von jeher von seinen Kindern, ganz besonders aber von den Töchtern verlangt hatte.

Er nahm als selbstverständlich an, daß Ernestine die häuslichen Arbeiten übernehmen würde, welche seit dem Tode der Mutter arg vernachlässigt waren.

Aber Ernestine that nur, was ihr paßte. Den Befehlen des Vaters antwortete sie mit Achselzucken, spitzigen Worten oder auch mit Vorwürfen. Der alte Mann bekam von der Tochter zu hören, er sei ja selbst daran schuld, daß sie nichts mehr hätten, nicht einmal so viel, um sich eine Magd zu halten. Er habe ja das Vermögen durchgebracht mit lieberlicher Wirthschaft. Nun sei Haus und Hof in fremde Hände gerathen durch seine Schuld, und sie, die Kinder, könnten dorthin gehen.

Der Büttnerbauer mußte das mit anhören und seinen Kummer in sich hineinschlucken. Jetzt warf

ihm sein eigenes Kind das schwere Unglück, das ihn getroffen hatte, auch noch als Vorwurf in's Gesicht.

Ernestine wußte nicht, was sie that! — Jene naive Grausamkeit der Jugend war ihr eigen, die in dem alten Menschen etwas Unangenehmes, Lästiges sieht. Was wußte sie denn von dem, was in der Seele des Vaters vorging, der am Abende des Lebens sein ganzes Lebenswerk: Arbeit, Sorge, Hoffnung, in nichts zerrinnen sah! —

Sie setzte den väterlichen Befehlen ihr schnippisches Besserwissen entgegen. Wiederholt betonte sie, es sei nur ihr guter Wille, nicht ihre Pflicht, wenn sie für den Vater etwas besorge; seine Magd sei sie nicht! Sie habe es in der Fremde besser lernen gelernt. Und wenn er sie etwa zwingen wolle, dann werde sie auf der Stelle gehen; sie habe keine Pflicht, ihm zu gehorchen, da er ihr das Erbtheil verthan habe.

Der Büttnerbauer hatte in den letzten Monaten gelernt, Vieles zu ertragen; es schien fast, als wolle er auch den Ruthenstreichen, die ihm seine Nüchterngeborene erteilte, geduldig den Rücken hinhalten.

Eines Tages aber besann er sich auf seine Mannes- und Vaterwürde. Ernestine hatte sich geweigert, die Grube hinter dem Hause auszuschöpfen; diese Art Beschäftigung sei unter ihrer Würde, erklärte sie. Das brachte bei dem Alten das Maß zum Ueberlaufen.

Seit Menschengedenken hatten im Büttner'schen Hause die Frauen diese Arbeit versehen. Nun wollte das junge Ding hier sich auf einmal gegen die althergebrachte gute Sitte auflehnen! — Diesmal machte der Bauer von seinem hausväterlichen Rechte Gebrauch. Er holte den Haselstock aus der Ecke hervor, den Ernestine aus der Jugendzeit gar wohl kannte: der hatte auf ihrem und der Geschwister Rücken gar manchen Tanz aufgeführt. Das Mädchen war klug genug, es nicht zum Keufersten kommen zu lassen. Sie kannte den Vater in der Buth. Schleunigst machte sie sich an die ekelhafte Arbeit; der Alte stand mit dem Stocke daneben als Wache, bis sie die ganze Grube ausgetragen hatte.

Ernestines Antwort auf diese Demüthigung war, daß sie, ohne ein Wort zu sagen, aus dem väterlichen Hause wegzog; ihre Siebensachen nahm sie mit sich. Sie wohnte fortan im Dorfe zur Miethe. Der Vater dürfe sie nicht zwingen, bei ihm zu leben, erklärte sie, da er ihr nichts zum Leben gebe. —

So fand Gustav die Verhältnisse, als er nach Halbenau zurückkehrte.

Er wohnte einstweilen mit bei Frau Katschner. Sein erster Gang, nachdem er Frau und Kind begrüßt hatte, galt dem Bauerngute.

Was hatte sich da Alles verändert seit dem Frühjahr, wo er in die Fremde gegangen war: Das Gut in fremde Hände übergegangen, zerstückelt, ausgeraubt! Scheune, Keller, Stall leer! Im Hause Alles verwahrlost und verwildert! Die Mutter gestorben! Dazu die Kinder alle fortgezogen! Karl mit seiner Familie in ein anderes Dorf, Toni in die Stadt. Und nun zum Letzten noch Ernestines Aufnehmung!

Gustav, der den Vater seit einem halben Jahre nicht gesehen, fand ihn furchtbar verändert. Der Alte war theilnamlos und stumpf geworden. Selbst die Rückkehr seines Lieblingssohnes riß ihn nicht aus seinem dumpfen Hinbrüten.

Sein Leben war schlechter, als das eines Hundes. Seit Ernestine das Haus verlassen, war nicht mehr gekocht worden. Kohlenvorräthe und Holz fehlten. An Schwaaren gab es nur halberfrorene Kartoffeln und faulendes Kraut im Keller. Der alte Mann lebte von Milch, in die er sich etwas Brot schnitt. Sein Bart war ihm langgewachsen, umgab als gelbgraue struppige Kränze das ausgemergelte Gesicht. Die Augen lagen in ihren tiefen, dunklen Höhlen. Seine Kleider starrten von Schmutz. Er ging nicht mehr aus dem Hofe. In der Kirche hatte man ihn seit Monaten nicht gesehen. Wenn er Menschen auf den Hof zukommen sah, rannte er hinauf in die Dachkammer, schloß sich dort ein und gab auf noch so lautes Klopfen und Rufen keine Antwort.

Dem Sohne fiel das Herz vor die Füße, als

er diese Dinge wahrnahm. Viel zu helfen war hier nicht! Das Gut konnte er dem Vater doch nicht zurückerobern. —

Gustav sorgte dafür, daß wenigstens Vorräthe in's Haus kamen. Dann machte er einen Versuch, Ernestine zum Vater zurückzuführen; aber der scheiterte an dem Eigensinn des Mädchens.

Gustav veranlaßte infolgedessen Paulinen, täglich einige Stunden auf das Bauerngut zu gehen, dem Vater das Essen zu bereiten und auch sonst für seine Nothdurft zu sorgen.

Weihnachten war herangekommen. Eine Woche vor dem Christfeste kam ein Brief an mit dem Poststempel: Berlin. Toni schrieb an Ernestine, sie werde zum Heiligenschrist nach Halbenau kommen. Ihr „Chef“ habe ihr Urlaub gegeben, damit sie sich zu Hause austürzen solle. Sie habe nämlich vom vielen Stehen geschwollene Beine bekommen, daß sie kaum noch Schuhe über die Füße ziehen könne.

Ernestine ließ Toni's Brief unter den Freunden und Verwandten herumgehen. Er war auf feinstem rosa Papier geschrieben und duftete süß; der Inhalt war Kauderwelsch. Schreiben schien Toni auch in Berlin nicht gelernt zu haben.

Niemand freute sich sonderlich auf Toni's Kommen. Die Geschwister hatten sie schon so gut wie vergessen. Man wunderte sich höchstens, wo sie das Geld zu der weiten Reise hernehme.

Eines Tages in der letzten Woche vor dem Feste kam Therese von Wörmsbach nach Halbenau herüber. Sie suchte Gustav und Pauline auf und erzählte, Toni's Kind sei am Tage zuvor gestorben. Sie war hauptsächlich nach Halbenau gekommen, um bei den Familiensiedern eine Beisteuer für das Begräbniß zu erbitten.

Man fand es allgemein als Segen, daß das Wörmschen gestorben.

Ernestine und Pauline gingen mit zum Begräbniß. Sie waren Beide noch nicht bei den Geschwistern in Wörmsbach gewesen. Als sie zurückkamen, konnten sie nicht genug davon erzählen, wie traurig es dort sei. Das Haus, eine Hütte, die jeden Augenblick einzustürzen drohte, die Kinder, elend und zerlumpt, Karl dem Trunke ergeben und schlecht gegen seine Frau, Therese völlig herunter von dem Jammerleben!

Die Schwägerin war nie beliebt gewesen bei den Büttners, ihres streitbar zufahrenden Wesens wegen. Aber jetzt beklagte man sie allgemein. Was war aus der rüstigen, thatkräftigen Frau geworden!

Toni kam kurz vor dem Feste mit dem Postwagen an. Sie begab sich ohne Weiteres nach dem Elternhause.

Aber der alte Bauer, der eine Frauensperson in städtischer Kleidung, gefolgt von einem Burschen, welcher den Koffer trug, auf den Hof zuschreiten sah, schloß die Hauptthür ab und zog sich in die Dachkammer zurück, aus der er sobald nicht wieder zum Vorschein kam. Er hatte in dem „Fräulein“ die Tochter nicht wieder erkannt.

Toni war darauf zu Frau Katschner gegangen, wo sie Pauline und Ernestine traf.

Das Erstauen der Beiden über Toni's Aufzug war nicht gering. Wenn Jemand bäuerlich ausgesehen hatte, so war es Toni gewesen, jetzt kam sie als Stadtdame wieder.

Did schien sie immer noch zu sein, aber die rothbraune Farbe war von ihren Wangen gewichen. Das Haar war gepflegt und zu einer hohen Frisur aufgesteckt, über die Stirne fiel es in vereinzelt Fransen fast bis auf die Augenbrauen herab. Ihr Nieder mußte ziemlich eng sein, nach der Art zu schließen, wie sie sich steif bewegte. Sie hatte den mit Seide gefütterten Mantel, den Hut mit Straußfeder, Muff, Handschuhe und Schirm abgelegt, und ließ diese Pracht nun von den Frauen bewundern. Von jedem Stücke nannte sie bereitwillig den Preis.

Frau Katschner war auch hinzugekommen. Es wurde Kaffee gekocht. Toni bildete den Mittelpunkt des Interesses.

Man erzählte ihr, daß ihr Kindchen gestorben sei. Zeichen allzu großer Bestürzung gab sie nicht zu erkennen. Einige Thränen hatte sie wohl dafür übrig. Dann meinte sie, die Kinderkleidchen, die sie

aus Berlin mitgebracht für die Kleine, wolle sie nun Paulinen schenken.

Die Wittwe Katschner wollte dafür, daß sie den Kaffee schenkte, auch etwas zu hören bekommen. Toni wurde aufgefordert, von ihren Erlebnissen zu erzählen. Sie that es in der Weise beschränkter Menschen, die sich einbilden, daß gerade ihnen Dinge passiert seien, die keinem anderen Menschen widerfahren könnten. Halb und halb sprach sie noch den heimischen Dialekt; in der altgewohnten Umgebung legte sie schnell ab, was sie sich etwa an großstädtischen Redewendungen angewöhnt hatte. Sie schwagte Alles durcheinander.

Zuerst war sie Anme gewesen, in jener von Samuel Harrassowich verschafften Stelle. Das wäre wunderschön gewesen, erzählte Toni. Sie machte eine Beschreibung von ihrem Spreewälder Kostüm. Täglich sei sie mit dem Kinde im Thiergarten gewesen, bei gutem Wetter zu Fuß, bei schlechtem im Wagen.

Ernestine fragte, warum sie denn nicht in der Stellung geblieben sei, wenn sie es da so gut gehabt.

Toni meinte, sie hätte da nicht essen und trinken dürfen, was sie gewollt, vom Arzte hätte sie sich auch in einem fort untersuchen lassen müssen, und als das Kind eines Tages Brechdurchfall bekommen habe, sei die Herrschaft sehr böse geworden und habe sie entlassen.

Dann sei sie eine Zeit lang ohne Stellung gewesen, habe „als privat“ gelebt, wie sie sich ausdrückte, bis ihr Freund ihr endlich die jetzige Stellung verschafft habe.

Was denn das für eine Art Verdienst sei, forschte die wißbegierige Frau Katschner.

Toni wußte Wunderdinge zu berichten. Sie sei in einem sehr „feinen Lokale“. In der Mitte des Lokales befinde sich ein Ding, ganz aus Glas, wie ein Häuschen — sie gab sich vergebliche Mühe, einen Krost zu beschreiben — da drinnen stehe sie und verkaufe Würstchen an die Gäste; das Paar koste zwanzig Pfennige. An einem Abend verkaufe sie manchmal tausend und mehr. Dazu habe sie ein Kostüm an; sie beschrieb es: Sammetnieder, rothen Rock, bloße Arme und eine dreifache Kette von silbernen Münzen um den Hals. Sie sei auch schon so photographirt worden; die Photographie habe sie im Koffer mit.

Ernestine, die schon lange mit verhaltenem Spotte den Erzählungen der älteren Schwester zugehört hatte, meinte jetzt in wegwerfendem Tone: Würstchen verkaufen, das sei was Rechtes, dazu brauche man nicht nach Berlin zu gehen!

Aber Toni erklärte voll Eifer, ihre Stellung sei eine sehr feine, sie bekomme viel Trinkgelder, die Herren unterhielten sich oft mit ihr und machten viel Spaß. Zweimal in der Woche habe sie Ausgehetag. Dann erzählte sie von Zirkus, Theater, Bierkonzerten, Bällen.

Die Wunder der Großstadt hatten außergewöhnliche Bilder in die Phantasie dieses Landkinds geworfen. Der neuen Eindrücke waren zuviel gewesen; Alles hatte sich in dem Kopfe der Thörin verzerrt und verschoben. Nun, wo sie versuchte, eine Beschreibung von ihren Eindrücken und Erlebnissen zu geben, wußte sie nicht, wo anfangen, fand sie keine Ausdrücke für Dinge, die sie niemals begriffen, nur wie der Wilde die Wunder der Zivilisation erstaunt angestarrt hatte.

Dann fing sie an von ihren Kleidern zu erzählen. Drei hatte sie zum Ausgehen, dazu zwei Hüte, und Strümpfe und Hemden dugendweise.

Ernestine rückte unruhig auf ihrem Plaze hin und her; daß Toni, der sie sich stets überlegen gefühlt hatte, jetzt als große Dame auftrat, verdroß sie. Wovon Toni denn all' den Aufwand bestreite, verlangte sie zu wissen.

Ihr Freund bezahlte ihr Alles, erklärte Toni mit Selbstgefühl.

„Mag 'n schener Freund sen, das!“ höhnte Ernestine.

Voll Eifer setzte Toni auseinander: „Er ist sehr gutt mit mer. 's Reifegeld hat er och geschenkt. Weil 'ch und de Fisse thaten mer doch su schwellen; da is 'r selber zum Chef, und hat 'n um Urlaub gebaten für mich. Su gutt is dar mit mer.“

Sie blieb bis über das Neujahr in Halbenau. Wohnung hatte sie schließlich doch beim Vater genommen.

Mit jedem Tage, den sie in der Heimath zubrachte, fiel von dem großstädtischen Wesen, das sie anfangs aufrecht zu erhalten versuchte, etwas mehr ab. Der Puz war nur oberflächlich aufgeworfen, wollte nicht recht haften bei diesem echten Bauernkinde. Ein paar Tage lang lief sie völlig scheidig umher; halb Bauernmagd, halb Stadtfraulein. Ihr modisches Kleid hoch aufgebunden, daß man die schwarzen Strümpfe sah, war sie im Stalle anzutreffen, sah sie auf dem Melkschemel, die Milchgelte zwischen den Knien.

Dann fand sie in einer Lade auf dem Boden einige ihrer alten Kleider, die dort geblieben waren aus früherer Zeit; die legte sie an. Nun war sie wieder ganz die alte Toni. Höchstens, daß ihre Wangen und Arme noch nicht die ehemalige braunrothe Färbung angenommen hatten.

Jetzt fühlte sich Toni wieder ganz in ihrem Elemente. Längst war es ihr ein Dorn im Auge gewesen, zu sehen, wie die Kühe bis an die Euter im Miste standen; da mußte mal ordentlich ausgeräumt werden! — Eines schönen Vormittags machte sie sich daran, mistete den Stall, karre den Mist auf die Düngerstätte und streute dem Vieh neu ein.

Des Sonntags ging sie in den Kretscham zum Tanze. Dort war sie mit ihrem Seidenkleide und durch den Ruf des außergewöhnlichen Glückes, das sie gemacht, die gefeiertste und begehrteste Tänzerin. Und Toni war harmlos genug geblieben, sich über diesen Erfolg von Herzen zu freuen.

Ernestine rümpfte die Nase über die Aufführung ihrer Schwester. Auch für Gustav war das Wiedersehen mit Toni peinlich. Er hatte genug vom Leben kennen gelernt, um zu wissen, daß sich ein Mädchen auf anständige Weise nicht so viel Geld verdient, wie Toni verthät.

Toni selbst begriff nicht, warum die Geschwister ihr so kühl begegneten. Sie hatte erwartet, daß die Ahrigen sie mit Jubel aufnehmen und sich an ihrem Glücke freuen würden, und war nun erstaunt, als sie auf Zurückhaltung stieß. Aber sie war nicht dazu veranlagt, sich Estrupel zu machen.

Aus Berlin kam ein Geldbrief an Toni an. Sie lief damit bei den Verwandten umher, zeigte ihnen in naiver Freude, wie ihr Freund sie bedacht habe. Sie beschenkte Theresen für ihre Mühe um das verstorbene Kind und sprach davon, dem Vater etwas zuzuwenden zu wollen. Kurz, sie gefiel sich der Familie gegenüber in der Rolle einer Gönnerin.

Am Morgen vor Toni's Abreise rief der alte Bauer seinen Sohn Gustav bei Seite; er hatte offenbar etwas auf dem Herzen. Nach einigem Drücken, wie es seine Art war, fing er an, den Sohn auszuforschen: woher Toni die schönen Kleider habe und wie sie zu so viel Geld käme.

Gustav merkte bald, worauf der Vater hinaus wollte. Er hielt mit feiner Ansicht über Toni's Erwerbquellen nicht hinter dem Berge.

Der alte Mann griff in die Tasche, holte etwas in Papier Gewideltes hervor, packte es sorgfältig aus; es waren: zwei blanke Goldstücke.

„Das hoat se mer gegahn, de Toni. Ich mog's ne behalen, ich ne! Sieb's Du's er zurück! Ich mog sides Gald ne!“

Damit ging er von dannen.

Toni weinte, als Gustav ihr das Geld zurück gab; sie hatte es doch so gut gemeint! —

XXIX.

Karl kam neuerdings nur noch nach Haus, um seine Mäusche anzuschlafen.

Therese hoffte anfangs, es werde ihr gelingen, ihm im bewußtlosen Zustande das Geld abermals abzunehmen. Aber Karl war durch die früheren Erfahrungen gewarnt. So oft sie auch seine Taschen durchstöberte, sie fand nichts darin. Jedenfalls hielt er das Geld außerhalb des Hauses verborgen.

Wenn der Trunkenbold erwachte, schwankte er zwischen Stumpfsinn und Tobsucht hin und her.

Sobald er seinen Anfall bekam, mußte Therese die Kinder vor ihm verbergen, für deren Leben sie zitterte.

Im Kretscham zu Halbenau war Karl jetzt ein häufiger Gast. Richard Kaschel, sein Vetter, war neuerdings Karl's Vertrauter geworden.

Richard übertraf seinen Vater wohl noch an boshafter Verschlagenheit. Den Büttner's den Garaus zu machen, das war, ohne daß sie sich dazu verabredet hätten, die geheime Wollust dieser Beiden.

Der alte Kaschel hatte, obgleich er eine Büttner geheirathet, ja, obgleich er seinen Wohlstand Büttner'schem Gelde verdankte, doch immer einen tiefeingewurzelten Haß gegen diese Familie gehegt. In seiner guten Zeit war Traugott Büttner dem Schwager durch jene Kraft und Würde überlegen gewesen, die den ehrlichen Mann vor dem Mänteschmied auszeichnet.

Inzwischen war der ehemalige Büttnerbauer ruiniert worden. Nur noch eine Frage der Zeit schien es, wann der Erbe des größten Bauerngutes im Orte der Armenversorgung anheimfallen werde. An ihm noch sein Mißthun zu fühlen, war unmöglich. Ihm konnte ja nichts mehr genommen werden; er war von Allem entblößt, was einem Menschen Ansehen und Bedeutung verleiht auf der Welt.

Aber auch das gute Gedeihen der Büttner'schen Kinder war stets ein Stachel in der Seele des Kretschamwirths gewesen. Er haßte vor Allem Gustav. Der Mensch schien sich, allem Unglück zum Troste, das seine Familie betroffen, wacker durch die Welt zu schlagen.

Gustav bildete auch den Gegenstand stummer Wuth für Richard Kaschel. Die Prügel, die er einstmals von dem Vetter erhalten, waren unvergessen.

Aber an Gustav konnte man nicht heran; der verkehrte nicht im Kretscham. Auch von Ernestine bekam man nicht viel zu sehen; es hieß, sie habe einen Bräutigam in der Fremde und werde bald heirathen. Toni war wieder nach Berlin zurückgekehrt, nachdem sie den Ort durch ihr Auftreten in Aufregung versetzt hatte.

Nun blieb noch Karl. Der schien allerdings die schiefe Ebene ganz von selbst hinabzugleiten. An den reißenden Fortschritten, die Karl's Verlotterung machte, hatte das edle Paar: Vater und Sohn Kaschel, seine helle Freude.

Richard Kaschel hatte außerdem noch einen besonderen Grund, sich für Karl zu interessieren.

In Halbenau wurde trotz der Armuth seiner Bewohner viel und verhältnißmäßig hoch gespielt. Ein nach dem Hofe hinaus gelegenes Hinterzimmer im Kretscham bot willkommene Gelegenheit zu jeder Art lichtschienem Treiben. Dort flogen die bunten Blätter oft ganze Nächte hindurch. Es war bekannt, daß ein Halbenauer Bauer dort Haus und Hof und alles Hab und Gut im Laufe weniger Jahre verspielt hatte.

Richard Kaschel gehörte zu der Spielersunft. Der Vater wußte um das Treiben des Sohnes Bescheid. Er hatte versucht, ihn abzuhalten vom Spiel. Aber das Birischchen, das dem Alten längst über den Kopf gewachsen war, hatte geantwortet: der Vater habe ja seine Stimmelpulle; da möge er ihm gefälligst die Karten lassen.

Eines Abends, als Karl in den Kretscham kam, setzte sich Richard wie gewöhnlich zu dem Vetter an den Tisch. Nachdem Karl sein zweites Fläschchen Korn geleert, fragte ihn Richard, ob er Lust habe, ein Viertel Schwein zu gewinnen.

Karl begriff zunächst nicht, was Jener damit meine. Der Vetter erklärte ihm, im Hinterzimmer säßen zwei fremde Herren, die Lust hätten, ein Spielchen zu machen. Der eine habe eine Gans mitgebracht, der andere ein Paar Magenwürste, er selbst, Richard, wolle ein Viertel von dem eben geschlachteten Schweine setzen; es fehle ihnen aber der vierte Mann. Wenn Karl nichts Anderes bei sich habe, könne er auch Geld setzen, die Herren würden das schon erlauben. Dann schilderte er die Herrlichkeiten, die man gewinnen könne, ließ Speckseiten und Würste vor den Sinnen des bereits Halbberauschten aufmarschieren.

Karl hatte beim Militär hin und wieder Karten in Händen gehabt, seitdem nicht mehr. Aber Richard

versprach zu helfen; sie Zwei wollten die beiden Anderen tüchtig ausnehmen, raunte er dem Vetter in's Ohr.

Der Gedanke an den fetten Einsatz erschien verlockend. Karl taumelte in's Hinterzimmer. Die beiden Fremden saßen bereits da. Ueber dem ganzen Zimmer, das von einer Hängelampe beleuchtet wurde, schwebte es wie bläulicher Dunst.

Karl wußte, daß er betrunken sei. Aber er befand sich in jenem Stadium des Rausches, wo Alles selbstverständlich erscheint, wo alle Bedenken leicht wie Rauch verfliegen. „Du wirst diesen Kerlen mal zeigen! Du wirst ihnen mal zeigen . . .“ dachte er bei sich.

Dann saß er am Tisch, die Faust voll Karten; das war der Schellenkönig und das die rothe Zehne! — O, er kannte sie noch ganz genau, die Karten, wußte auch ihren Namen! —

Ihm gegenüber der Fremde hatte einen schwarzen Bart, in den sich auf der einen Gesichtsseite ein dunkelrothes Muttermal verließ. Karl wurde ganz zerstreut durch dieses Anzeichen; er mußte unausgesetzt darauf starren.

„Karte, Du bist am Ausspielen!“ mahnte der Vetter.

„Gegen solche Karten ist nicht aufzukommen,“ sagte der andere Fremde, ein kleiner bartloser Mann, dessen Kopf wie mit Mehlstaub bestreut erschien. „Das ist also ein Müller!“ dachte Karl. Aber als der Mann seinen Kopf in's Licht vorbeugte, sah man, daß sein Haar von Natur so grau sei.

„Herr Büttner hat die Partie gewonnen,“ hieß es. Richard zeigte eine Magenwurst vor, die hatte Karl gewonnen. Der lachte vor Vergnügen über das ganze Gesicht. Er hatte es ja gleich gesagt, daß er die Kerle reinlegen würde.

„Jetzt woll'n mer um de Knöpfe spielen!“ rief Richard.

Der mit dem Muttermale griff in die Tasche und legte eine Hand voll Silber auf den Tisch. Ein Gleiches that der Graukopf. „Ich bin auch versehen,“ erklärte Richard Kaschel und klopfte prächtig auf seine Tasche.

Karl brachte das Ledertäschchen mit dem Stahlbügel hervor. Er lächelte verächtlich. Jetzt sollten die Fremden mal sehen, was er für ein Kerl war! Mit ungehinderten Fingern holte er die einzelnen Goldstücke heraus. Es waren noch fünfzig Mark; das Uebrige war vergendet.

„Noch 'nen Nordhäuser vorher!“ sagte Richard, „den gebe ich.“ Er holte aus dem Wandschrant eine Flasche hervor, schenkte die Gläser voll und stellte die Flasche auf den Tisch.

Das Spiel begann von Neuem. „Der guckt durch a Astloch!“ sagte Jemand. Karl lachte über die Bemerkung, weil er die Anderen lachen sah. Diesmal hatte er verloren.

„Immer gleich bezahlen! Da giebt's nich lange Qualen!“ meinte der Gewinner. Fünf Mark hieß es, habe Karl auszuzahlen. Richard wechselte ihm ein Goldstück gegen Silbergeld ein.

(Fortsetzung folgt.)



Nomadeneben in der Kirgisensteppe.

Von Heinrich Cunow.

Wie so manche andere Völker haben auch die Bewohner des westsibirischen Steppensrayons im letzten halben Jahrhundert Manches von ihren alten Sitten aufgegeben, theils gezwungen durch die neuen Lebensbedingungen, welche die russische Kolonisation für sie mit sich brachte, theils in Nachahmung der bei den russischen Ansiedlern beobachteten Gebräuche; und dieses Eindringen europäischer Sitten wird zweifellos noch weit schneller vor sich gehen, wenn erst die transsibirische Bahn vollendet und durch die projektierte Linie über Petropawlowsk, Atbasur-Taschkent mit der transkaspischen Bahn verbunden ist. Ueber die weltten Ebenen, wo heute noch der Kirgise seine Heerde weidet, wird dann, ebenso wie über die nordamerika-

nischen Prairien, die stampfende Lokomotive hinwegrasen und den gemächlichen Steppennomaden immer weiter in unwirthlichere Gegenden zurückdrängen. Heute ist indeß dieser Prozeß — wenigstens was den östlichen Theil der Steppe anbetrifft — erst in seinen Anfängen vorhanden. Noch führen die Kirgisen das alte Wanderleben ihrer Väter fort, und wer die vor mehr als einem Jahrhundert geschriebenen Schilderungen von Pallas und Georgi mit der heutigen Lebensweise der Kirgisenstämme vergleicht, sieht erstaunt, wie treu sie trotz aller Anfechtung doch im Ganzen ihren Volkscharakter und ihre Eigenheiten bewahrt haben. Das liegt weniger an einer besonderen Massenzähigkeit der Kirgisen als an den geographischen Verhältnissen ihres Landes. Mit Ausnahme einiger Flußniederungen und der Untergebirgszone des Thian Schan und Mai-Tag ist die Kirgisensteppe wenig zum Anbau geeignet; es blieben daher bislang den Kirgisen weite Gebiete zur Fortführung ihrer alten Viehwirtschaft erhalten und mit dieser die auf ihr beruhende Lebensweise. Ja, in gewisser Hinsicht hat sogar die Festsetzung der Russen in den anbaufähigen Theilen des Thian Schan die südlichen Kara-Kirgisen zum Rückfall in eine rein nomadische Viehwirtschaft veranlaßt. Vor Ankunft der Russen trieben sie hier stellenweise mittelst künstlicher Bewässerung nicht unbeträchtlichen Ackerbau; nachdem aber die Kolonisten ihnen die besten Landstriche der Untergebirgszone abgenommen haben, sind die halbnomadisch-reisenden kirgisischen Ackerbauer nach und nach wieder zur reinen Viehzucht übergegangen. Mit dem russischen Anbau vermochten sie doch nicht zu rivalisiren, während der Abzug ihrer Viehprodukte an die russischen Eindringlinge im Austausch gegen deren Bodenerzeugnisse ihnen mancherlei Vortheile versprach.

Die eigentliche Kirgisensteppe oder, wie sie offiziell genannt wird, das Steppen-Generalgouvernement, umfaßt die drei Gebiete Akmolinsk, Semipalatinsk und Semiojetschensk: ein Areal von ungefähr fünf- undzwanzigtausend Quadratmeilen, das außer dem südlichen Irtysh und dessen Nebenfluß, dem Ischim, nur noch wenige Steppenflüsse besitzt, die entweder in Binnenseen münden oder in den Sandablagerungen der Steppe verschwinden. Hier in diesem weiten, von kaum zwei Millionen Menschen bewohnten Gebiet lebt, in unzählige kleine Haufen zerplittert, die Hauptmasse der Kirgisen — die Russen zählen nur achtzehn, die Tataren, Sarten, Dunganen, Taranschen zc. nur sieben Prozent der Gesamtbevölkerung — und hier hat sich deshalb auch der kirgisische Volkscharakter weit besser erhalten, wie im westlichen Turgai- und Uralts-Gebiet und in West-Turkestan am Syr Darja, wo der Einfluß der Russen und der südlichen Türkensämme manche alt-hergebrachten Sitten der Kirgisen verwischt hat.

In der gewöhnlichen Vorstellung haftet dem Hirtenleben in der Steppe etwas Freies, Ungebundenes an. Ganz nach eigenem Ermessen, heißt es in so mancher Reiseschilderung, schweift der Sohn der Steppe durch die weite Ebene, so weit der Himmel blaut. Solche Schilderungen des Steppenlebens mögen ja ihren poetischen Reiz haben, aber der Wirklichkeit entsprechen sie recht wenig. Wie der jagdtreibende Wilde in den Urwäldern Amerikas und Australiens, hat auch in den Steppen Asiens jeder Stamm und jedes Geschlecht sein bestimmtes Gebiet, dessen Grenzen nicht von den Viehherden überschritten werden dürfen, soll es nicht zu Streit und Kampf kommen. Der nomadische Viehzüchter kann nicht gehen, wohin er will. Die Sorge um die Erhaltung seiner Heerden, die Rücksicht auf Vegetation und Wasserreichthum der Steppe, auf Bodenbeschaffenheit und Witterung, zwingen ihn, in seinen Wanderungen einen bestimmten Kreislauf einzuhalten. Er muß zu bestimmten Jahreszeiten bestimmte Gegenden aufsuchen und der Kampf um diese, die Konkurrenz um die besten Futterplätze, hat überall zur Vertheilung der Triften unter die einzelnen Geschlechtsgemeinschaften und Verwandtschaftsgruppen geführt. Besonders gilt das von den im Winter aufgesuchten Gegenden, den sogenannten Winterstegen. Im Frühjahr und Sommer, wenn überall das junge, saftige Grün hervorschießt, findet der Kirgise leicht auf der

weiten Steppenebene oder auf den Terrassen der Gebirge die Weiden, deren er für seine Heerden bedarf; schwieriger aber ist es, für die langen Wintermonate ein vor den rauhen Unbilden der Witterung möglichst geschütztes Heim zu finden, das dem Vieh die nöthige Nahrung bietet, Holz und Wasser enthält. Fast alle Kämpfe zwischen den Kirgisenstämmen, die uns aus früherer Zeit berichtet werden, haben sich, im Grunde genommen, nur darum gedreht, einander die am besten zum Ueberwintern geeigneten Gebietstheile abzuziehen.

Jede der großen Völkerschaften oder Horden der Kirgisen, Djüs, d. h. Hunderte, genannt, besteht aus einer Reihe von Stämmen, die sich ihrerseits wieder in eine Anzahl großer Geschlechtsverbände spalten. Das Geschlecht bildet für sich ein unabhängiges Ganze; es hat sein besonderes Gebiet und seine besonderen Abstammungsstraditionen, schützt seine Mitglieder in ihren Streitigkeiten mit benachbarten Geschlechtern und schlägt erstere Zwistigkeiten zwischen seinen eigenen Angehörigen im Schiedsgerichtsverfahren. Da die Geschlechtsverbände meist zu groß sind, um zusammen wandern zu können, haben sich unter ihnen durch Abzweigung kleinerer Verwandtschaftsgruppen Untergeschlechter oder Geschlechtsabtheilungen gebildet, die vielfach fast völlige Selbstständigkeit erlangt haben und deren Anführer oder Sultane (Bis) vor der Annexion des Landes durch die Russen oft ein recht willkürliches Regiment führten. Diese Untergeschlechter theilen sich wieder in größere Familiengemeinschaften, Aule (vom Worte Aul-Hürde), die gewöhnlich aus fünf bis zehn Familienhäuptern mit ihren verheiratheten und unverheiratheten Söhnen bestehen. Das älteste und angesehenste Mitglied des Auls hat die Leitung. Dieser Verwandtschaftsgliederung ist die Vertheilung des Bodens angepaßt. Frühjahr-, Sommer- und Herbst-Weiden gehören allen Aulen eines Geschlechts gemeinsam und können von allen gemeinschaftlich benützt werden; dagegen sind die Weiden in den Winterstegen nicht nur zwischen den einzelnen Aulen, sondern selbst zwischen den einzelnen Haushaltungen aufgetheilt. Jeder heerdenbesitzende Kirgise, der seinen eigenen Hausstand führt, hat auch seinen eigenen Landbesitz (Kyslan), der durch natürliche Grenzen oder durch Pfähle und Grenzsteine von den Weiden der Nachbarn geschieden ist. Natürlich sind diese Besitztheile von sehr verschiedener Größe, denn neben reichen Kirgisen, deren Heerden aus Tausenden von Schafen, Ziegen, Rindern, Pferden bestehen, giebt es andere, die nur wenige Duzend ihr Eigen nennen.* Vermehrt sich der Viehstand eines Kirgisen, und reichen die ihm gehörenden Winterterrains zu dessen Unterhaltung nicht mehr aus, so kauft bezw. tauscht er das nöthige Weideland von Nachbarn ein, dieweniger Glück mit ihrem Vieh gehabt haben. Fällt dann vielleicht auch ihm später ein Theil seines Viehes durch Seuchen oder Nahrungsmangel, so verkauft er wieder sein überflüssiges Land. Auf diese Weise findet ein fortwährender Wechsel des Landbesitzes statt. Dazu kommen die durch Erbschaft entstehenden Veränderungen. Sobald nämlich der Sohn eines Kirgisen das heirathsfähige Alter erreicht, sucht er einen eigenen Hausstand zu gründen und geht den Vater an, ihm sein Erbtheil zu geben. Hat der Alte einen größeren Viehstand, so daß ihm selbst genug übrig bleibt, geht er gewöhnlich darauf ein. Er giebt dann seinem Sohne einen Theil seiner Heerden: Schafe, Ziegen, Rinder, Pferde, Kameele und theilt ihm ferner eine entsprechende Fläche seiner Winterweiden zu oder kauft, wenn er nicht so viel Land entbehren kann, von den Nachbarn einige Weideterains für seinen Sohn an. Ebenso wird auch dem zweiten und dem dritten Sohne später sein Erbtheil ausgetheilt. Der jüngste Sohn bleibt beim Vater und erbt schließlich dessen ganzen Nachlaß.

Die Pazifizirung des Landes durch die Russen

* Sehr reiche Kirgisen haben manchmal über 10 000 Schafe und Ziegen und mehrere Tausend Rinder und Pferde. Nach den neuesten offiziellen Angaben beläuft sich der Viehstand im eigentlichen Kirgisen-Steppenrayon auf 1 800 000 Pferde, 900 000 Rinder, 7 600 000 Schafe und Ziegen, 250 000 Kameele. Diese Angaben sind eher zu niedrig, als zu hoch.

hat an diesen Zuständen wenig geändert. Es werden nur jetzt die Uebergriffe in fremdes Eigenthum weit strenger geahndet als früher, und außerdem hat die russische Regierung zur besseren Beaufsichtigung der Kirgisen eine Art Verwaltungseintheilung geschaffen, die sich jedoch genau an die oben geschilderte Gliederung in Verwandtschaftsverbände anlehnt. Als kleinstes soziales Glied ist der Aul bestehen geblieben, meist in seiner alten Form. Der Vorsteher des Auls, der „Auluyi-Starshina“, wird auf bestimmte Jahre vom Aul unter den ältesten Mitgliedern gewählt, bedarf aber vor Antritt seines Amtes der Bestätigung der ganz unter russischem Einfluß stehenden Kreisverwaltung. Mehrere Aule sind zu einem Geschlechtsbezirk (Woloski) vereinigt, dessen Größe sich fast stets mit der eines früheren Untergeschlechts deckt. An seiner Spitze steht als Leiter ein vom Volk erwählter, von der russischen Verwaltung genehmigter Pravitel. Fünfzehn bis zwanzig solcher Woloski-Verbände bilden einen Verwaltungsbezirk oder -kreis, dem ein Militär-Verwaltungshof vorsteht.

Die Winterzeit ist für den Kirgisen die Zeit der Erholung, in der er von den Anstrengungen des Sommers ausruht und von den mitgebrachten Vorräthen zehrt. Gewöhnlich siedelt jetzt ein Aul zusammen; manchmal lassen sich jedoch auch mehrere verwandte Aule nebeneinander nieder, bei den schwarzen Kirgisen im Semirjetschensker Gebiet sogar, wenn die Winterquartiere in geschützten Flußniederungen liegen, oft mehrere Untergeschlechter. In einer Entfernung von über einer deutschen Meile erstreckt sich dann eine unübersehbare Reihe von Filzzelten, sogenannten Jurten, am Flußufer hin. Sind die Winterquartiere eingerichtet, die Jurten aufgeschlagen, die Ueberwinterung der jungen Kälber und Lämmer erbaut, so bleibt für den reicheren Kirgisen, der sich für die täglichen Arbeiten seine Knechte und Mägde zu halten vermag, wenig zu thun. Das Hüten der Heerden, die auch im Winter des Tages über auf die Weide getrieben werden und sich selbst ihr Futter suchen müssen — nur die ganz jungen Thiere und die Kühe und Stuten, die erst jüngst geworfen haben, erhalten einen Zuschuß an Gras und Heu — fällt den Hirtenjungen zu, der Hausherr führt eigentlich nur die Oberaufsicht. So bleibt ihm viele freie Zeit, die er damit verbringt, in seiner meist gut mit bunten Filzdecken ausgestaperten Jurte mit Gästen auf den warmen Teppichen zu liegen, zu rauchen und zu schwagen oder seine Nachbarn und Freunde zu besuchen. Hin und wieder reitet er auch wohl mit Fremden zum Vergnügen auf die Jagd oder macht in dem nächsten kleinen Kreisstädtchen Einkäufe. Schwagen, Klatschen, Prahlen sind Lieblingsbeschäftigungen der Kirgisen, der Männer wie der Frauen. Auch bei uns hat ja manche Vertreterin des schönen Geschlechts durch fortgesetzte Uebung sich eine ganz ansehnliche Zungenfertigkeit erworben, aber mit der Kirgisin dürften doch nur wenige konkurriren können.

(Schluß folgt.)

Herstellung künstlicher Diamanten.

(Schluß.)

Von G. Gerstmann.

II.

In den Universitätsvorlesungen über Chemie pflegt der Professor, wenn von der kristallinischen Form der Kohle, vom Diamanten, die Rede ist, zum Beweise dafür, daß Diamant wirklich nur Kohle ist, die bei der Verbrennung lediglich Kohlenensäure bildet, ein kleines Stückchen der kostbaren Substanz zu entzünden — es bleibt dann nichts mehr übrig, weil eben die entstandene Kohlenensäure unsichtbar ist. Dieser Versuch ist nun in so vielen Hochschulen so oft wiederholt worden, daß man glauben sollte, bei irgend einer dieser vielen Gelegenheiten habe man auch die Temperatur genau bestimmt, bei der der Diamant verbrennt. Man sollte dies um so eher erwarten, als ja Schmelz-, Siede- und Verbrennungstemperaturen zu denjenigen festen Eigenschaften gehören, durch die chemische Körper wissenschaftlich und auch

technisch definiert werden. Man sagt also zum Beispiel: Eisen ist ein Körper, der, abgesehen von einigen anderen charakteristischen Eigenschaften, auch die Eigenschaft besitzt, daß er bei 1100 Grad Celsius schmilzt; schmilzt ein Körper, der wie Eisen aussieht, dasselbe spezifische Gewicht usw. hat wie Eisen, bei 1000 Grad oder bei 1200 Grad, so ist es eben kein Eisen.

Merkwürdiger Weise ist aber die Verbrennungstemperatur des Diamanten niemals genauer festgestellt worden. Schon diese eine Thatsache beweist, daß man über die Natur und die Eigenschaften des Diamants nur ganz ungenaue Kenntniß hatte. Nun ist aber klar, daß, wenn man etwas fabrizieren will,

Achungs- und Filtrirschwierigkeiten widerstanden hatte, und von diesem Zehntel Gramm erwies sich nur ein ganz geringer Bruchtheil als wirklicher Diamant.

Bei diesen Arbeiten fand nun Moissan auch, daß die Wärme, bei welcher der Diamant verbrennt, je nach der Fundstelle und je nach den im Edelstein in kleinen Mengen vorkommenden Verunreinigungen recht verschieden hoch ist. Er fand Diamanten, die schon bei 690 Grad verbrennen, und solche, bei denen dies erst bei 875 Grad erfolgt. Bei so großen Schwankungen kann natürlich die Verbrennungstemperatur nicht als Kennzeichen der Echtheit von Diamanten angesehen werden. Als die charakte-

einer Substanz zu umgeben, die es verhindert, daß seine Wärme sich in die Umgebung zerstreut, die also die Wärme sehr schlecht leitet, die aber andererseits selbst möglichste Widerstandsfähigkeit gegen die gewaltige Hitze des Flammenbogens besitzt; diese Hitze beträgt 10 000 Grad und darüber. Die beiden geforderten Eigenschaften besitzt der kohlen-saure Kalk. Allerdings ist auch seine Widerstandskraft gegen den Einfluß der Hitze eine nur begrenzte; es kam vor, daß die inneren, dem elektrischen Flammenbogen unmittelbar ausgesetzten Seiten der Kalkstücke schmolzen und wasserflüssig wurden, aber auch dann konnte man die äußere Seite des Kalkstückes, dessen Dicke nur wenige Zentimeter betrug, ruhig mit der Hand



Sommermorgen. Nach dem Gemälde von Aug. Fink.

man doch auch genau wissen muß, was man eigentlich fabrizieren will. Darum war Henri Moissan, als er sich der Aufgabe widmete, künstliche Diamanten herzustellen, gezwungen, zuvörderst die echten Diamanten genau zu untersuchen. Er verfuhr dabei, wie überhaupt bei seinen Arbeiten, mit minutösester Sorgfalt und zugleich mit Anwendung eines möglichst umfassenden Materialgebietes. Er untersuchte die mikroskopischen Diamanten, die sich in einzelnen der uns vom Himmel zugefallenen Meteoriten befinden, er prüfte Diamanten von den verschiedensten auf der Erde vorhandenen Fundstellen, und er ließ auch nicht die unterirdischen Gruben unbeachtet, die in dem sie umgebenden Material Spuren von Diamanten enthalten — allerdings nur Spuren; zwei Kilogramm der sogenannten blauen Erde vom Kap der guten Hoffnung, in welche eingebettet man viele größere und kleinere Diamanten findet, ergaben noch nicht ein Zehntel Gramm Rückstand, der allen Lösungs-

rißigste Eigenschaft des Diamanten hat bisher seine Härte gegolten; man glaubte, nur der Diamant sei im Stande, den Rubin zu ritzen. Moissan hat in den gewaltigen Gluthen seines elektrischen Ofens eine ganze Menge Körper, namentlich Verbindungen der Kohle mit anderen Elementen, dargestellt, welche ebenfalls so hart sind, daß sie den Rubin ritzen, ja, er hat sogar eine Verbindung von Kohle mit Bor, das Borocarbid, gebildet, welche den weißen Diamanten selbst langsam schleifen kann, welche also entschieden härter ist, als weiße Diamanten. Dagegen hat der schwarze Diamant noch keinen Körper gefunden, der härter ist, als er selbst; er ist immer noch, wie sein Name besagt, der Ungebändigte.

Der elektrische Ofen, mit dem Moissan diese Resultate erreichte, und mit dessen Hilfe es ihm ja auch schließlich gelang, Diamanten herzustellen, besteht aus Kalk. Es handelte sich einfach darum, den weltbekannten elektrischen Flammenbogen mit

anfassen, so wenig wurde die Wärme im Kalk fortgeleitet. Uebrigens war der Ofen überhaupt nur klein. Er bestand aus zwei Kalkblöcken, von denen der untere im Höchsthalle 35 Zentimeter lang, 30 Zentimeter breit, 20 Zentimeter hoch war, während der Deckel bei gleicher Fläche 15 Zentimeter hoch war. Diese Blöcke waren in der Mitte ausgehöhlt, und in der Höhlung befanden sich in wenigen Zentimeter Entfernung von einander die Spitzen der sorgfältig präparirten reinen Kohle, zwischen denen der elektrische Flammenbogen schwebte, und in ihm der Apparat, in dem die Diamanten sich bildeten.

Moissan gebrauchte Ströme von 2200 Ampères Stromstärke und 70 bis 80 Volt Spannung — natürlich wurden bei Vorversuchen und anderen einleitenden Operationen Ströme von geringerer Stärke und Spannung verwendet. Wenn es Moissan gelang, durch die andauernde Wirkung des elektrischen Stromes die bis dahin nicht zum Verdampfen zu

bringende Kohle zu verdampfen; so ist es selbstverständlich, daß auch von den anwesenden Metallen kleine Mengen verdampften, diese Metalldämpfe, welche die Höhlung des Kalkofens, je länger ein Versuch dauerte, um so mehr anfüllten, bildeten eine Brücke für die Elektrizität, darum änderte sich während des Versuchs stetig die Stärke des elektrischen Stromes und damit auch die von ihm entwickelte Hitze; man mußte also stetig die Meßinstrumente beobachten, welche die Stärke des vorhandenen Stromes anzeigen, und mittels außerhalb des Ofens angebrachter Vorrichtungen die Entfernung der Kohlenspitzen so regulieren, daß die im Ofen herrschende Temperatur sich möglichst wenig änderte. Moissan betont, daß es ihm natürlich zuerst auf die rein wissenschaftliche Aufgabe ankam, Diamanten zu machen. Er baute also keinen Apparat für die Technik, sondern einen rein wissenschaftlichen Apparat, und bei der Herstellung eines solchen kann der Kostenpunkt keine Rolle spielen, d. h. natürlich, wenn man die nötigen Geldmittel besitzt. Wenn es sich darum handelt, Diamanten für den Gebrauch herzustellen, wird es auch darauf ankommen, daß dies möglichst billig geschieht, und dann wird, wie bei jeder technischen Operation, darauf Bedacht genommen werden müssen, daß der Ofen und die ganze Anlage möglichst wenig kostet.

Das Hantieren am elektrischen Ofen ist nicht etwa ganz ungefährlich. Der elektrische Strom bewegt sich ja in seiner größten Stärke in der unmittelbaren Verbindungslinie der Kohlenspitzen, aber auch in weiterer Entfernung von der direkten Verbindungslinie existieren rings herum Stromfäden, die zwar mit der Entfernung ziemlich schnell an Stärke abnehmen, aber selbst außerhalb des Ofens, in seiner unmittelbaren Nähe sich dem Menschen mindestens recht unbequem bemerklich machen.

Ferner bildete sich unter der Einwirkung der hohen Temperatur aus der im Ofen befindlichen Kohle und dem vielfach vorhandenen Sauerstoff stets das giftige Kohlenoxydgas, welches niemals völlig verbrannte; es mußte also für sorgfältige Ventilation des Operationsraumes Sorge getragen werden, weil sonst der Experimentierende bald von heftigen Kopfschmerzen, Uebelkeiten und allgemeiner Mattigkeit befallen wurde, zu deren Beseitigung die Arbeiten auf Wochen unterbrochen werden mußten. Endlich aber ist niemals die Anwesenheit kleiner Feuchtigkeitsmengen zu vermeiden, und aus diesem Wasser und der Kohle entsteht bei der Hitze des Flammeubogens Acetylen — bekanntlich beruht ja auf diesem Verfahren auch die technische Herstellung des Acetylen im Großen zu Beleuchtungszwecken. Aber im Beginn des Versuches ist im Ofen ja auch noch Luft vorhanden, welche sehr viel Stickstoff enthält, und die Hitze des Ofens genügt, um aus dem Stickstoff und dem Acetylen Blausäure herzustellen — ein wissenschaftlich schönes Resultat, aber für den Operateur sehr gefährlich.

Das sind also einige der Unannehmlichkeiten, mit denen Moissans Versuche, abgesehen von den in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten, verbunden waren. Diese Versuche wurden in der Weise vorgenommen, daß Moissan in die Höhlung des Kalkofens einen Tiegel aus Kohle brachte; in diesem Tiegel befand sich, von Zuckerkohle umgeben, eine kleine Menge eines chemisch reinen Körpers, meist ein Metall; nun wurde der elektrische Strom angelassen, schnell stieg die Temperatur und in der Hitze nahm das Metall kleine Mengen von Kohle in sich auf, die es beim Erkalten wieder abgab, so daß, wenn das Metall darnach durch starke Säuren aufgelöst wurde, die Kohle in Form von Blättchen und kleinen Krystallen zurückblieb. Ähnliche Versuche hatte ja, wie früher erwähnt, schon Marsden im Anfang der achtziger Jahre vorgenommen; nur hatte er, da er nicht einen so sinnreich konstruierten Ofen wie Moissan anwandte, nie so hohe Wärmegrade erreichen können, auch hatte er sich darauf beschränkt, in die Zuckerkohle Silber zu legen. Moissan dagegen verwandte nach einander Silber, Eisen, Aluminium, Beryllium, Chrom, Mangan, Nickel, Kobalt, Wolfram, Molybdän, Uran, Zirkonium, Vanadin, Thorium, Cer, Lantan, Yttrium, Titan, Platin, Silicium; niemals und mit keinem von allen diesen Stoffen konnten Diamanten erhalten werden. Die Krystalle erwiesen sich stets als aus Graphit bestehend.

Moissan hatte eigentlich auch selbst nicht erwartet, auf diese Weise Diamanten herstellen zu können; er hatte alle diese Versuche eigentlich nur als Vorversuche betrachtet. Durch das Studium der geologischen Verhältnisse derjenigen Theile der Erde, in denen Diamanten gefunden werden, war Moissan zu der Ueberzeugung gekommen, daß diese Edelsteine unter der Einwirkung eines starken Druckes entstanden waren. Ganz besonders aber hatte ihn zu dieser Ueberzeugung das Studium zweier kleinen, durchsichtigen Diamanten gebracht, die in einem Meteor, im Eisen von Cañon Diablo, gefunden waren; hier scheint, wie Moissan sich ausdrückt, die Natur bei der That ertappt worden zu sein; die Struktur des Eisens zeigt, daß es plötzlich erkaltet sein muß in dem Moment, in dem die in ihr eingeschlossene Kohle sich in Diamanten verwandelte.

Nach dem Ergebnis dieser Beobachtungen bemühte sich Moissan, die Kohle in dem Moment, in dem sie infolge der Abkühlung sich aus dem bis dahin glühend gewesenen Metall abscheidet, einem solchen Druck auszusetzen. Zu diesem Zweck benutzte er die Thatsache, daß glühendes Eisen, wenn es bei der Abkühlung fest wird, sich ausdehnt, ähnlich wie ja auch Wasser beim Gefrieren einen größeren Raum einnimmt. Das sich ausdehnende Eisen muß natürlich einen starken Druck auf die in ihm befindende Kohle ausüben. Das Verfahren, das er anwandte, war folgendes: Wenn der elektrische Ofen in voller

Gluth war, stieß er schnell den Deckel weg, holte — die Hand hatte er zum Schutze gegen die Hitze mit einem dicken Luche umwickelt — mittels einer eisernen Ziegelzange schnell den glühenden Kohlentiegel aus dem Ofen und warf ihn ebenso schnell in ein Gefäß mit kaltem Wasser. Es war sehr zu befürchten, daß durch die plötzliche Berührung mit dem über 3000 Grad heißen Tiegel das ganze Wasser sich so jäh in Dampf verwandeln werde, daß eine überaus gefährliche Explosion die Folge wäre — aber das trat glücklicher Weise nicht ein, die Abkühlung erfolgte in voller Ordnung, und nunmehr ergab sich als ersehntes Resultat das Vorhandensein wirklicher Diamanten nach Entfernung des Metalls.

Es waren allerdings nur sehr kleine Diamanten: der größte der erhaltenen Krystalle hatte eine Länge von etwa 0,4 Millimeter, man kann also eigentlich nur von Diamantstaub sprechen, aber diese kleinen Krystallchen wiesen alle charakteristischen Eigenschaften der natürlichen Diamanten auf. Ihr Härtegrad war der der Diamanten, ihr spezifisches Gewicht war dem der natürlichen Diamanten gleich, sie verbrannten mit ebensoviel Sauerstoff zu Kohlensäure, wie dies natürliche Diamanten thun. Damit war also prinzipiell die Aufgabe gelöst.

Moissan änderte die Methode der Abkühlung späterhin noch nach verschiedenen Richtungen. Er brachte an dem Ofen eine solche Vorrichtung an, daß das geschmolzene Eisen aus dem Ofen durch eine schnell hergestellte Oeffnung in ein darunter stehendes Gefäß mit Wasser fiel, wodurch erreicht wurde, daß das Metall sich in Tropfengestalt, also als Kugel abkühlte; er ersetzte das kalte Wasser durch Quecksilber, dann durch geschmolzenes Blei, später durch geschmolzenes Zinn; er ließ die Schmelze in einen ausgehöhlten Metallblock fallen, dessen Höhlung dann schnell durch ein passendes Metallstück ausgefüllt wurde; er wandte statt des zum Glühen gebrachten Eisens Silber an, welches, ebenso wie Eisen, die Eigenschaft besitzt, beim Erstarren sich auszudehnen und dadurch einen starken Druck auf die in ihm enthaltene Kohle auszuüben.

Durch alle diese Modifikationen erzielte er bald vollkommeneren, bald weniger gute Diamanten. Aber alle diese Versuchsänderungen können noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden — im Gegentheil, sie müssen fortgesetzt werden und sie werden fortgesetzt, denn nunmehr handelt es sich darum, die Methode so zu vervollkommen, daß man statt des Diamantstaubs wirkliche brauchbare Diamanten erhält. Ob dies Resultat in kürzerer, ob es in längerer Zeit erreicht werden wird, steht dahin, aber sicher wird es erreicht werden, denn nunmehr, nachdem das Schwerste gethan ist, nachdem der Nachweis geliefert ist, daß Diamanten im Schmelztiegel hergestellt werden können, ist für die noch nöthige Verbesserung der Technik die Richtung gegeben. —

Schuldige.

Novelle von Dorothee Goebeler.

(Schluß.)

Es war beinahe Mitternacht, als er in seiner Wohnung ankam, trotzdem fand er Marie noch wach. Sie saß in der Wohnstube am Tisch und nähte Leinwand, oder vielmehr, sie hatte die Arbeit im Schooße liegen und träumte vor sich hin. Bei seinem Eintritt schreckte sie auf, sekundenlang begegneten sich ihre Augen, dann, als läse er in ihrem Gesicht etwas Unausgesprochenes, Furchtbares, sprang er auf sie zu: „Was . . . was ist geschehen?“

Sie zog indessen weiter das Leinwand auf ihrem Schooße glatt, und erst nach einer Weile sagte sie ruhig, als handelte es sich um etwas ganz Selbstverständliches: „Karlchen ist todt.“

„Todt?“ Er sah sie verständnislos an. „Todt? Todt? . . . Mieke! . . . Mieke! Das . . . das kann nicht sein!“

Sie hob die Arbeit etwas empor: „Das wird sein Todtenhemd.“

Mit einem dumpfen Schrei brach er in einen Sessel zusammen und vergrub das Gesicht in den Händen.

. . . „Wie kam es . . . erzähle!“

„Ach, es war ja doch vorauszu sehen. Er bekam Krämpfe. In zwei Stunden war Alles vorbei.“

„Und Du sagst das so ruhig . . . so ruhig?“

Sie zuckte die Achseln: „Nugen denn Thränen? Und für ihn war der Tod ja doch nur Erlösung von einer langen Qual.“

„Ja, für ihn . . . aber Du, Mieke . . . Du?“

„Ja, ich — ihre Augen gingen in das Leere — ich werde nun sehr einsam sein.“

Sie sagte das ohne Vorwurf, aber ihre Stimme zitterte, und unwillkürlich strich er leise über ihren Scheitel: „Arme Mieke . . . arme, arme Mieke!“

Sie ließ ihn gewähren, plötzlich aber bog sie den Kopf zurück und stand auf, etwas merkwürdig Festes lag in ihrem Wesen, etwas, das keinen Trost bedarf: „Ich werde jetzt zu ihm gehen. Kommt Du mit?“

„Nein, bleibe hier, er sieht so schrecklich aus.“

Ohne eine Antwort abzuwarten verließ sie das Zimmer und er — folgte ihr nicht.

Dann kamen aufregende Tage. Das Begräbniß mit seinem traurigen Drum und Dran nahm seine ganze Thätigkeit in Anspruch, und auch als es vorüber war, befanden sich noch alle seine Nerven in Aufruhr. Es war nicht der Verlust des Kindes, der ihn drückte, aber der Tod überhaupt, das plötzliche Erlöschen der Lebensflamme wirkte tief auf ihn ein. Außerdem peinigte ihn der Anblick und das Wesen Mariens. Sie war seit dem Tode des Kleinen völlig verändert, ganz und garnicht mehr die kleine, verschüchterte Frau von ehedem. Etwas Festes, Abgeschlossenenes lag über ihr, es war, als sei sie größer geworden, von innen heraus. Sie klagte nicht und weinte nicht, sie saß nur immer still und schaute mit großen, sinnenden Augen in das Leere, gerade als könnte sie dort die Lösung eines Räthfels finden. Er wünschte manchmal, sie hätte sich verzweiflungsvollem, aber lautem Jammer hingegeben, oder wäre wenigstens zuweilen nach dem Kirchhof gegangen, den sie seit der Beeridigung noch nicht wieder be-

treten. Einmal sprach er das auch ganz offen aus, aber sie schüttelte nur den Kopf: „Was soll das Jammern? Das Kind hat's gut, und das mit dem Kirchhof, das laß ich für — später.“

Er hatte lange über den Sinn dieses „Später“ gegrübelt, ohne schließlich doch etwas Anderes als ein hingeworfenes Wort darin zu finden.

Zuletzt machte ihm Hella Grabow einige Unruhe. Er hatte sie sofort nach dem Begräbnis aufgesucht, um in ihrem Geplauder Ruhe für sein bewegtes Innere zu finden, allein es fand sich, daß sie an jenem Tage wenig Zeit hatte, da sie einer Einladung folgen mußte. Auch als er sie zum zweiten und dritten Male aufsuchte, traf es sich so oder doch ähnlich. Er fragte sich, ob das Absicht sei, aber ihre Liebenswürdigkeit und ihr Interesse für ihn waren offenbar sich gleich geblieben, und so suchte er sich denn mit dem Zufall zu trösten, allein das ungewisse Hin und Her marierte ihn doppelt. Endlich half ihm die Arbeit aus seiner Zerrissenheit. Sein Verleger wünschte, daß er das neue Werk rasch in Angriff nähme, damit ein Theil noch vor dem Winter druckfertig sei. Mit wahrer Lust begann er von Neuem zu schaffen. Erst nach Wochen suchte er wieder Frau Hella auf. Er hatte von einem literarischen Vortrag gelesen, der am selben Abend stattfinden sollte, und den er mit ihr zusammen besuchen wollte. Sie hörte seiner Einladung mit zerstreutem Lächeln zu und schüttelte dann den Kopf: „Daß Sie es sich jetzt immer so schlecht einrichten! Ich kann heute garnicht, wirklich nicht. Ich muß zu einer Familienfeier.“

Er hatte das ungewisse Gefühl, daß sie nur Ausflüchte machte, aber es widerstrebt ihm, näher darauf einzugehen, er schlug ein anderes Thema an: „Haben Sie viel Interessantes erlebt mittlerweile?“

„O ja!“ Ihre Augen strahlten. „Ich bin viel fort gewesen. Sie wissen ja, für das zu Hause sitzen bin ich nicht. Gefällt Ihnen die Photographie dort, Sie sehen sie immer an.“

„Allerdings, ein interessanter Kopf, ein Verwandter von Ihnen?“

Sie lachte, und er glaubte etwas Triumphirendes in ihrem Gesicht zu lesen: „Nein, ein neuer Bekannter, ein junger Maler, sehr liebenswürdig, sehr interessant, ich lernte ihn in einer Gesellschaft kennen.“

Er sah sie forschend an, offenbar verbarg sie ihm etwas: „Was haben Sie?“

„Garnichts. Wie kommen Sie darauf, daß ich etwas haben könnte?“

„Ich weiß nicht: Sie sind so sonderbar. Sind Sie öfter mit Dem da zusammen?“ Er wies auf das Bild. — „Warum fragen Sie darnach?“

„Oh, ich weiß es eigentlich selbst nicht.“

Sie lachte von Neuem. Und wieder bligte es wie stiller Triumph in ihrem Gesicht: „Ja, ich bin öfter mit ihm zusammen gewesen, sehr oft sogar. Gestern zeigte er mir die Nationalgalerie. — Aber nun muß ich Toilette machen, also entschuldigen Sie mich. . . .“

Er behielt ihre Hand in der seinen: „Wann können wir wieder einmal zusammen fort?“

„Ach, ich weiß nicht. Ich habe jetzt immer so viele Einladungen“ — und sein erstauntes Gesicht bemerkend: „Ich schreibe Ihnen nächstens eine Karte. . . .“

Wismuthig machte er sich auf den Heimweg; der Besuch, von dem er sich soviel versprochen, hatte eine tiefe Verstimmung bei ihm zurückgelassen.

Schon wollte er nach dem Thiergarten abbiegen, als ein Lachen an sein Ohr schlug. Er sah auf; vor ihm, im Schein einer Gaslaterne ging ein Paar, ein Herr und ein junges Mädchen — Libby.

Der Gigerl hatte den Arm um ihre Taille gelegt und beugte sich flüsternd in unverschämter zutraulicher Weise zu ihr hinab.

Paul sah ihnen nach. Was sollte das heißen? Libby in dieser Situation! Wusste Hella davon? Offenbar war das Mädchen auf schlechten Wegen. Er empfand etwas wie eine Verantwortung der Freundin gegenüber. Jedenfalls wollte er nach dem Rechten sehen, das war er Hella schuldig. Langsam ging er den Beiden nach. Sie schritten durch verschiedene Straßen und traten endlich in ein Weinrestaurant. Paul folgte ihnen und sah sie noch

gerade Beide in ein Privatzimmer verschwinden. Er überlegte, ob er ihnen auch hier nachgehen sollte, da klang plötzlich durch die nur halb angelegte Thür die Stimme des Mädchens an sein Ohr: „Ach, wir haben ja Zeit. Mama kommt doch erst spät nach Hause. Und wenn wir um neun Uhr aufbrechen, kann ich noch immer einige Stunden bei Dir bleiben.“

„Das wirst Du nicht thun!“

Mit wenigen Sätzen stand Paul vor dem Pärchen. Sie sahen aneinander; der Herr sprang auf: „Was — was bedeutet — das?“ Dann aber, Paul's zornrothetes Gesicht bemerkend, hielt er es für gerathener, sich zu empfehlen. Er nahm seinen Hut und ging. Das Mädchen wollte ihm nach, allein Paul packte es am Arm; es riß sich los, ihre Augen sprühten: „Herr Seefeld, was fällt Ihnen ein!“

„Das frage ich Dich, ehrloses Ding.“

„Lassen Sie mich gehen!“

Er vertrat ihr den Weg und verriegelte die Thür: „Du wirst hierbleiben und mir Rechenschaft geben, verstanden?!“

„Sie haben nicht das Recht, mich zurückzuhalten.“

„Ich werde Dir beweisen, daß ich das Recht habe. Deine Mutter wird es Dir beweisen.“

„Mama? Hahaha!“ sie lachte. „Mama macht es ja — ebenso.“

„Du — Geschöpf!“ Er schleuderte sie von sich wie ein ekles Gewürm. Dann aber faßte ihn der Zorn von Neuem; er packte sie wieder am Arm, seine Zähne knirschten: „Jetzt wirst Du mitkommen und sie um Verzeihung bitten für diesen Schimpf — Du — Du —!“

Sein eiserner Griff erpreßte ihr Thränen, ihr Troß war plötzlich wie weggeblasen, sie warf sich auf das kleine Plüschsofa und schluchzte in ihr feines Spitzenkleid hinein: „Ich habe . . . doch . . . doch nur die Wahrheit gesagt . . . und . . . und . . . und Papa ist darum fort von uns . . . und was soll man denn machen, immer so allein zu Hause? Und ich bin doch kein Kind mehr! Und ich möchte ja viel lieber zu Papa . . . zu Papa!“ Sie schrie es mehr als sie es sprach.

Er griff nach dem Tisch, um sich zu halten. Vor seinen Augen tanzten blaue Flammen: „Wo . . . wo ist Dein Vater?“

„In . . . in Ostafrika . . . schon seit drei Jahren . . .“ sie schluchzte es nur mühsam heraus, „und ich wollte so gern mit . . . aber da ist das . . . das Fieber. Ach, . . . Herr Seefeld, . . . schreiben Sie doch an . . . an ihn.“

„Ich?!“ Er lachte höhnisch auf.

Sie haschte nach seiner Hand, beinahe demüthig. „Ja, Sie . . . Sie! Ach, Herr Seefeld, Sie sind doch so anders als die Anderen, die zu uns kommen, und jetzt wieder der Maler . . . und wenn Sie es ihm schreiben, daß ich hier schlecht werde, und daß ich viel lieber das Fieber haben will, als bei Mama sein . . . und . . . und . . .“ sie brach von Neuem in bitterliches Weinen aus.

Er preßte die Lippen zusammen und ging im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er vor ihr stehen: „Hat Dein Vater Verwandte?“

„Ja, eine Schwester in . . . in Graubünd.“

„Sag' ihr Alles! . . . Geh' zu ihr! . . . Hier! . . . Reisegeld!“ Er schob ihr zwei Goldstücke hin.

„Herr Seefeld, ich . . . ich . . .“

Er schüttelte ihre Hände von sich — „Laß . . . mich . . . ich . . . ich kann nicht mehr! . . .“

Dann stürzte er in die Nacht hinaus. Wie lange er planlos durch die Gassen geeilt, er wußte es nicht. Auf einer Bank im Thiergarten brach er endlich zusammen.

„Das also war das Ende — das?!“ Er schüttelte sich in unsagbarem Ekel. Darum das „Liebe will ich“, darum das plötzliche Zurückziehen, das Skottentiren mit dem neuen Ambeter. Nur eine Dirne . . . eine Dirne! Und die eigene Tochter bat ihn um Schutz vor ihr! Er stieß ein halb irrsinniges Lachen aus.

Und um die war er ferne, als sein Kind starb? Um die hatte er sein Weib geschmäht und vernachlässigt, die hatte er ihr als — Beispiel empfohlen.

Ja, hin zu ihr, zu der blaffen, stillen Frau, die all' diese Jahre lang nichts gekannt, als Aufopferung,

Mühe und Hingabe für Mann und Kind. Vor seinem Geiste standen die beiden Mütter, und die schlichte Gestalt Mariens wuchs neben der der anderen zu heiterer Größe empor. Hin . . . hin zu ihr! —

Im Wohnzimmer und auch im Schlafzimmer fand er sie nicht, ein Lichtschein aus seiner Arbeitsstube wies ihm endlich den Weg, und nun sah er sie. Sie stand zum Ausgehen gerüstet, eine Reisetasche neben sich, an seinem Schreibtisch, eben bemüht, einen Brief zu adressiren. Im Nu hatte er begriffen: Also so weit war es gekommen? — „Wiege — Maria?“

Mit einem erstikten Aufschrei fuhr sie empor und starrte in das zerrissene, verfürzte Gesicht des Mannes in der Thür: „Paul, Du? . . . Was ist? . . .“

Er ließ sie nicht ausreden. „Ich riß er sie an seine Brust: „Du . . . Du willst fort?“

„Ich . . . ich . . . o . . . es ist doch das . . . Beste für . . . Dich!“ Ihre Stimme brach im Schluchzen.

Und dann drückte er sie in den hohen Lehnstuhl nieder, und dann lag er plötzlich vor ihr auf den Knien und sagte ihr Alles — ohne Beschönigung Alles.

Sie hatte ihn ruhig reden lassen, aber ein weiches, glückliches Leuchten stieg in ihren Augen empor.

„Wiege, verzeih', verzeih' mir!“

Sie antwortete nicht gleich, sie strich mit der Hand wie lieblosend durch sein Haar und sah gedankenvoll vor sich hin: „Ich . . . ich hab' nichts zu verzeihen.“ — „Ach Du . . . Deine Güte . . .“

Sie hielt ihm den Mund zu: „Still, das ist keine Güte . . . das ist nur Einsichten . . . Ja, einfach Einsichten. Was hast Du denn gethan? Bei einer Anderen gesucht, was Du bei mir nicht fandest. Ich hab' Dich fortgetrieben, ich bin die Schuldige.“

„Nein . . . nein!“

„Und doch! . . . Ich war erst Mutter, dann Gattin. Ich hab' Dich dem Kinde geopfert. Das war mein Vergehen.“

„Was Größe war, nennst Du Vergehen? Ach, Maria!“ Er preßte ihre Hand an seine Lippen.

Sie zog sie fort: „Und was Vergehen ist, nennst Du Größe. Es war aber doch Schuld, schwere Schuld! Aber sieh', ich war so ein dummes, junges Ding, und ich wußte so garnichts von den Pflichten, die eine Frau auch neben denen der Hausfrau und Mutter hat. Ich hatte nichts gelernt als Mädchen, aber ich hätte mit Dir streben und lernen sollen.“

„Und ich hätte Dich zu mir heranziehen sollen! Ich war der Schuldige!“ — „Nein, ich!“

„Vielleicht alle Beide!“ — „Ja . . . alle Beide!“

Eine lange Pause. Er war aufgestanden und schritt, die Hände über die Brust gekreuzt, im Zimmer auf und ab: „Maria!“ — „Paul?“

„Warum wolltest Du fort?“

Sie schwieg, aber ein Lächeln umspielte ihren Mund, und erst nach einer ganzen Weile sagte sie leise: „Weil ich Dich liebe.“ Und als hätte ihr das Wort Muth gegeben, fuhr sie fort: „Ja, weil ich Dich liebe. Weil ich wollte, daß Du frei sein solltest, erlöst von mir. So lange das Kind lebte, siehst Du, da hab' ich an all' Das nie gedacht, da hab' ich Dir auch noch Vorwürfe gemacht im Innern. Aber als es dann starb, als ich allein war mit ihm, allein in meiner schrecklichsten Stunde, da kam mir die große Offenbarung, da fühlte ich, wer Dich fortgetrieben, da wußte ich, daß ich die Schuldige sei, da wußte ich auch, was Sühne war.“

„Und Du? Was wolltest Du anfangen?“

„O, ich hatte ja meine Arbeitskraft und dann das kleine Grab da draußen, das blieb doch mein.“

„Also dafür das ‚Später‘?“

„Ja, dafür.“

Sie schwiegen wieder. Er trat zu ihr: „Maria!“

Und als sie nicht antwortete: „Maria, giebt es nicht doch noch eine Sühne für unsere Schuld, gemeinsame Sühne?“

„Wenn . . . wenn Du sie annimmst, Paul?“

„Wollen wir es also noch einmal miteinander versuchen?“

Sie sah zu ihm empor. Einen Augenblick tauchten ihre Augen ineinander, dann sprang sie auf, riß Hut und Mantel ab und warf sich an seine Brust.

„Ja, Paul, wir wollen es!“

Und dann standen sie und hielten sich umfangen, und draußen dämmerte der Sommertag. —

Ganz still einmal . . *

Ganz still einmal im Grünen liegen dürfen . . zu einem sommerblauen Himmel sehn, mit weißen Wolken . . und auf das Zwitschern in den Wipfeln hören . . auf das Geriesel heimlicher Quellen . . den Duft der Luft einschlürfen und des blühenden Laubes, der selbige Ruhe rings des vollen, reifen Lebens . . ganz still, und nicht zu denken haben an all' die hundert nichtigen Nothwendigkeiten, die so und so viel Sorglichkeit und Müh' erfordern, und nur: damit das Pendelwerk des Tag's nicht stehen bleibt . . ganz still einmal im Grünen liegen können

und Alles

vergessen dürfen, was man soll und muß . . und will! für Andere und für sich, und will und soll und muß . .

und seine Träume

gleich Schmetterlingen gaukeln lassen, sonnenselig, von Rosenstrauch zu Rosenstrauch, mit schimmernden Flügel, das flimmernde Thal hin, über goldene Felder und wallende Flüsse zu dusteren fernen Höhen, und weiter, tiefer und immer tiefer, in's kühle Wogenblau des Himmels . . sonnenselig . . ganz still einmal so liegen können

und ohne daß

auch diesem Tag dann wieder vom Kirchturm drüben eine Glocke klingt und ohne daß

auch dieser Tag dann wieder im Grau der Abenddämmerung unterfinke! —

Cäsar Haifchen.

Sommermorgen. Hinter der bewaldeten Berglehne stieg rothglühend der Sonnenball auf. In der Frühe bedeckte Gewölk weithin den Himmel. Vor den einfallenden Strahlen der Sonne hat es sich verflüchtigt, nur noch ein paar weiße Wölkchen schwimmen lichtdurchtränkt am Firmament. Die ganze Natur ist von flimmerndem Glanze erfüllt, überall wirkt die belebende Kraft des Lichtes. In der Luft zittert und flirrt es, in weißlich schimmerndem Scheine strahlt der Himmel, in die Baumkronen dort drüben am Walde dringend wühlt es sich ein und umflaumt sie mit einem breiten Streifen. In mächtigem Strome flutet es über das weite Gelände und zieht die letzten Nebelschleier von ihm. Wie aus dem Schlafe erwacht, in frischem Duft liegt die Wiefe; Alles grünt und blüht. Ueppig wuchernd sind Gräser und Blumen fuchhoch empor geschossen. So ist es den Nehen gerade recht, die da aus dem Walde herausgetreten sind und nun behaglich äsend über den Wiesengrund ziehen. Es scheint aber, als sollte das friedliche Idyll gestört werden. Zwei von den Nehen heben witternd den Kopf, noch ein Laut, ein verdächtiges Geräusch, und sie werden wieder zurückwechseln nach dem Walde, woher sie gekommen. . .

Ein Museum der Zollübertretungen. In Paris giebt es eine wenig bekannte Sammlung, die dem Staate gehört und die den Zweck hat, die tausenderlei Wege zu illustriren, auf denen der menschliche Erfindungsgeist versucht hat, die Regierungskassen in ihren Einnahmen zu kürzen. Unter Führung eines Cicerone unternahm ich die Besichtigung dieses bunt zusammengewürfelten Mißmaßes von Gegenständen, von denen viele absolut nicht am Plage zu sein schienen und die doch alle nur ein und dieselbe Bestimmung hatten. So bemerkte ich mit Erstaunen einen ungeheuren weißen Marmorblock, der abgesehen vom Gelbwerthe, übermenschliche Kraft erfordern mußte, um ihn bloß von einer Stelle auf die andere zu rücken. Ich äußerte das gegen den Führer, der mich lächelnd anhörte und als einzige Antwort die Aufforderung an mich richtete, den kostbaren tarcarischen Marmor einmal anzusehen. Ich that es, und die enorme Masse war — mit einer Hand zu bewegen! Folgendes war die Geschichte des geheimnißvollen Blockes: Eines Tages beförderte ein Güterzug sechs solcher Blöcke aus Italien nach Frankreich. Einem Zollbeamten kam einer von ihnen etwas fremd vor, und er hatte die Idee, mit dem Hammer eine Gefe daran abzuschlagen zu wollen. Und siehe da, der köstliche Marmorblock bestand aus gewöhnlichem Eisenblech und verbarg in seinem Innern für 25 000 Francs venetianische Spizen! — In einem Winkel lagen Scheite Brennholz aufgeschichtet, dem Anschein nach nur darauf wartend, daß sie klein gehauen und in den Ofen gesteckt würden. Ein großer Irrthum! Diese Scheite sind von Metall, geschickt mit Vorke überzogen und an jedem Ende mit einer natürlichen Sägefläche versehen. Man fand sie ausgefüllt mit eingeschmuggelten Zigarren. — Weiterhin liegen umfangreiche Rollen Leinwand. Stößt man mit

dem Schirm daran, so verräth der helle, metallische Klang, daß sie weiter nichts sind, als mit Leinwand bedeckte Kannen für Alkohol. Der Führer lenkte meine Aufmerksamkeit auf reihenweise aufgeschichtete Schichten gewöhnlicher Speiseteller, je vier Duzend übereinander. Nur die obersten und die untersten zwölf waren wirkliche Teller, die übrigen vierundzwanzig boten nur den äußeren Anschein von Tellern, stellten jedoch nichts als die Umhüllung für eine Zinkkanne dar, in der sich Spirituosen befanden hatten. — In diesem Augenblick fiel mein Blick auf einen Bedienten in voller Livree, der in einem Winkel saß, die Arme übereinander geschlagen hatte, und dem das müde Haupt in sanftem Schlummer auf die Brust gesunken war. „Sehen Sie den Thürhüter,“ bemerkte ich zu meinem Führer, „die große Hitze hat ihn dermaßen eingeschlafert, daß selbst unser lebhaftes Gespräch ihn nicht geföhrt hat.“ „Nur, er wird sich ja wohl erwecken lassen,“ erwiderte der Mann geheimnißvoll lächelnd und rüttelte den Bedienten leicht am Arm. Wie groß war mein Entsetzen, als der kräftig gebaute Mensch ohne Weiteres vom Stuhle sank und leblos am Boden lag! Die Hitze hat ihm einen Schlagfluß zugezogen! dachte ich erschüttert. „Erschrecken Sie nicht so sehr,“ sagte aber lachend der Cicerone. „Der Mann hat gethan, was man von ihm verlangte, indem er hinterlistiger Weise Unmengen von Alkohol einschmuggelte. Fühlen Sie ihn an! Er ist aus Zink gemacht. Nur Kopf und Hände sind aus Wachs, aber so täuschend ähnlich nachgeahmt, daß die Natur selbst sich dadurch hätte betrügen lassen. Dießem Loch am Schädel verdanken wir seine Entlarbung. Jeden Nachmittag gegen sechs fuhr ein Herr von K., der seine Viktoria selbst lenkte, durch das Thor des Bois de Boulogne. Sein Diener war mit gekreuzten Armen eingenickt. Die ersten Male wurde das Gefährt regelmäßig angehalten und nach steuerpflichtigen Sachen durchsucht. Als die Beamten nichts fanden, begnügten sie sich damit, Herrn von K. mit einem höflichen Nicken des Kopfes passieren zu lassen, was er durch ein Salutiren mit der Peitsche erwiderte. Schließlich wurde der Herr so müde, daß er immer in vollem Trabe vorüberfuhr. Das sollte sein Verderben werden. Eines Tages rante die leichte Equipage gegen ein Lauffuhrwerk, das soeben von den Beamten durchsucht wurde, und Herr und Diener wurden auf's Pfaster geschleudert. Herr von K. wurde ohnmächtig aufgehoben; doch sein Diener befand sich in einem noch bedauerlicheren Zustande. Ihm war bei dem Anprall der Schädel gespalten worden, und aus demselben ergoß sich eine gelbliche aussehende Flüssigkeit auf die Straße, die sich als nicht mehr und nicht weniger als ein ausgezeichnete Cognac entpuppte. Sogar die Equipage, die vom Sturz stark beschädigt worden war, ergab sich als für das Schmuggeln eingerichtet, denn aus ihren hohlen Wänden strömten gleichfalls kleine Kasladen von Cognac!“ „Nun sehen Sie, bitte, diese Mühlsteine an,“ fuhr der Führer fort. Sie haben als Zigarrenbehälter gedient. Ferner riecht sie Schmirleibchen aus Gummi, worin Branntwein transportirt worden ist. Es hat zu den Reizen einer Pseudo-Anime beigetragen, die als eine gar umfangreiche und gewichtige Person auftrat, obgleich sie in Wirklichkeit so dürr war wie ein Stod. Ihr Baby, gleichfalls aus Gummi, nährte sie mit den achtzehn Eitern Branntwein, die sich in seinem Innern befanden. Dieser Kürbis, den uns ein Zollamt in der Normandie geliefert hat, paßte drei Monate hindurch vor den Augen der Beamten mitten unter anderen Marktfrüchten die Grenze, so oft sein Besitzer zu Marke fuhr. Undorftiger Weise vergaß der Bauer seinen nachgemachten Kürbis zu Hause zu lassen, als die Kürbiszeit vorüber war. Dadurch wurde er den Zollbeamten auffällig, und als sie ihn untersuchten, fanden sie, daß er mit Obstwein gefüllt war . . .

Der Tempel des Schlangengottes in Kabä. In seinem interessanten Buche „Notizen über Mexiko“, (Berlin, F. Fontane & Co.) schildert Harry Graf Kessler auch den Eindruck, den die Städte Trümmer und Tempelreste Yucatans auf ihn gemacht. Vor Einwanderung der Azteken wurde dieses Land von dem Volke der Mayas bewohnt. Vor Ankunft der Spanier hat ganz Yucatan einer einzigen Stadt geglichen. Die Trümmer von hundert großen Städten — eine jede mit weiten Terrassenanlagen, Steinpalästen und hohen Tempeln geschmückt — hat ein zeitgenössischer Forscher in der Waldwildniß gefunden, die heute diesen alten Kulturboden überwuchert. Eine uralte Kultur ist hier zu Grabe gegangen. Die Deutung der von ihr hinterlassenen Denkmäler steht noch aus. Einen Begriff von der eigenartigen Baukunst des Mayavolkes giebt wohl nachstehende Beschreibung des oben genannten Autors: „Das bedeutendste Bauwerk in Kabä ist wegen seiner Fassade der Tempel des Kukulkan, des Schlangengottes. Er setzt sich aus fünf Doppelheiligtümern zusammen, die in einer Reihe hinter einer einzigen langen Front liegen. Diese Front besteht in ihrer ganzen Länge und von unten bis oben aus nebeneinander und aufeinander gestellten je drei Fuß hohen Kolossalnischen mit blanken Zähnen, großen, viereckigen Augen und vorgestreckten Küsseln; ein kräftiges Gebälk und die mächtigen Monolithen der Eingangsthüren bieten dem Blick einen Haßstab und halten das Ganze so zusammen, daß es trotz seiner Phantastik den Eindruck eines Architekturwerkes, eines großen Gebäudes, macht. Die Pupillen,

die Einem aus den zahllosen Augenhöhlen der Maskenreihen entgegenblicken, die Menge der Rippen, die in regelmäßigen Zwischenräumen, mit Schmutz beladen, in der Fassade herababhängen, die Gebisse, die ihre geschlossensten Zähne zeigen, überziehen die ganze Front wie mit einem Riesennetz aus Augen und blanken Zahnreihen. — Durch die Thür des mittleren Heiligthums sieht man an der Rückwand auf dem Boden eine ähnliche Masse wie die der Fassade sehen; ihr Müßel, der in drei Vogen auf dem Erdboden vorrollt, bildet den Stufenanfang zu einem zweiten, höher gelegenen Raum, der wohl das Allerheiligste war. Wenn man auf der Treppe, die die Terrassen des Tempels emporführt, die oberste Stufe erreichte, starrte Einem plötzlich zwischen den übrigen Angehörern aus dem schwach erleuchteten Tempelinnern diese aus dem Boden aufragende Riesennische wie ein Phantom entgegen; und darüber in der hinteren Kammer, in noch tieferem Dunkel der Gott.“

Einfluß des Regens auf die Temperatur. Wenn die Sonne brennend heiß herniederseht, so daß die Glieder erschaffen und ihren Dienst verjagen, damit bedeckt sich der Himmel häufig mit schwarzen Wolken. Zwar hört die sengende Glut der Sonne dann auf, weil ihre Strahlen die nebligen Wolkenmassen nicht zu durchdringen vermögen; aber die ermattende Hitze wird nur noch schimmer und drückender. Endlich fallen die ersten großen Tropfen, und bald strömt der Regen, häufig von Donner und Blitz begleitet, in ungeheuren Mengen zur Erde nieder. Schon während desselben macht sich häufig eine Abkühlung bemerkbar; ist er aber vorbei, und lacht die Sonne wieder heiter am Himmel, so ist die drückende Hitze einer angenehmen kühlen Temperatur gewichen.

Diese Thatsache, die jetzt in den drückenden Sommertagen von Tausenden und Millionen beobachtet wird, beruht auf einem einfachen physikalischen Gesetz, dessen Wirkungen sich beinahe ständig in unserem täglichen Leben zeigen. Fast bei Allem, was wir als Nahrung genießen, ist es nöthig, bei der Zubereitung Wasser zu kochen. Das geschieht, indem Wasser in einem Gefäße auf den Herd gestellt und ihm dann durch die Feuerung Wärme zugeführt wird. Zudem das Wasser die Wärme aufnimmt, gewissermaßen verschluckt, wird es naturgemäß heißer. Das geht aber nur bis zu einem gewissen Grade; ist dieser erreicht, so geräth das Wasser ins Kochen, wird aber nicht mehr heißer, sondern immer weniger, es kocht ein, wie man zu sagen pflegt. Das Wasser verwandelt sich nämlich durch die weiter zugeführte Wärme in Dampf, der in die Luft aufsteigt und die aufgenommene Wärme in gebundenem Zustande, wie man das nennt, mit sich führt. Ueberall, wo große Wassermassen verdampfen, sind dazu große Wärmemengen nöthig, die daher nicht erwärmend auftreten können; folglich bleibt die Temperatur tiefer, als wenn die Verdampfung nicht statt fände. So ist es bekannt, daß es an der Seeküste, wo stets viel Wasser verdunstet und viel Wärme hierzu verbraucht, immer kühler ist, als auf dem platten Lande, wo der Boden durch die Sonnenstrahlen ohne jeden Schutz erhitzt wird. Wenn umgekehrt gasförmiger Wasserdampf sich in tropfbares Wasser verwandelt, so giebt es die früher aufgenommene Wärmemenge bei dieser Verwandlung wieder zurück. In diesen Thatsachen liegt die Erklärung, weshalb der Regen die Luft abkühlt. Heiße Luft ist gewöhnlich stark wasserhaltig; doch giebt es stets eine Grenze, über die die Menge des Wasserdampfes in der Luft nicht hinausgehen kann. Ist diese erreicht, so muß die Feuchtigkeit als Regen niederschlagen. Da kältere Luft weniger Wasserdampf enthalten kann, als wärmere, so wird namentlich, wenn ein kälterer Luftstrom auf einen wärmeren trifft, Wolkenbildung und Regen eintreten. Doch was auch die Ursache der Wolkenbildung an heißen Tagen sei, jedenfalls wird dabei massenhaft gasförmiger unsichtbarer Wasserdampf in tropfbares Nebelmasse, aus der die Wolken bestehen, verwandelt. Hierbei wird die im Wasserdampf gebundene Wärme frei und erzeugt die drückende Schwüle, die dem Gewitter vorhergeht. Sind aber die Regenmassen zur Erde gefallen, so beginnt sofort der umgekehrte Vorgang, das Wasser verdunstet wieder und bindet bei der Verwandlung in Dampf große Wärmemengen, die dem Erdboden und der Luft entzogen werden. Daher erscheint die Temperatur nach dem Regen so wesentlich abgekühlt. —

Ginst und Zeit. Dem preussischen Kultusminister v. Jelliß (geb. 1731, Kultusminister seit 1771 bis 1788, wo ihm der berüchtigte Wöllner folgte) hielt das Breslauer Konsistorium vor: „Derjenige Unterthan sei der beste, welcher am meisten glaube, und derjenige der schlechteste, welcher am meisten rasonniere.“ Der Minister entgegnete: „Seine Majestät sei nicht gekommen, die Sicherheit des Staates auf die Dummheit der Unterthanen zu gründen.“ —

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.